Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 11

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kommentare

Das Attentat auf den Papst

«Durch Unglaubhaftigkeit entschlüpft die Wahrheit der Erkenntnis.»
Heraklit

Am Nachmittag des 13. Mai 1981 wurde Papst Johannes Paul II. auf dem Petersplatz durch Revolverschüsse schwer verwundet. Der Attentäter konnte am Tatort gefasst werden, weil eine mutige Nonne sich an seinen Arm geklammert hatte.

Am folgenden Tage erliess die römische Staatsanwaltschaft den offiziellen Haftbefehl gegen den bereits gefassten Türken Mehmet Ali Agca wegen Mordversuches, und zwar

«... in Zusammenarbeit mit anderen, bisher unbekannten Personen.»

Der Untersuchungsrichter, Luciano Infelisi, präzisierte:

«Für uns gibt es dokumentarische Beweise, dass Mehmet Ali nicht allein handelte.»

Diese präzisen Feststellungen wurden von der Weltöffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen. Agca selbst hatte auf dem Wege in die Haft seine Tat damit begründet, dass der Papst «Führer eines Kreuzzuges gegen meine Religion» sei. So wurde allgemein angenommen, dass es sich um einen einzelgängerischen religiösen Fanatiker handle.

In dieses Bild schien zu passen, dass Agca, wie die türkischen Behörden mitteilten, im Jahre 1979 als Mörder des Chefredakteurs der westlich orientierten demokratischen Zeitung *Milliyet,* Abdi Ipekçi, zum Tode verurteilt wurde, aber aus dem Kerker entwichen war. Auch sollte er nach bisher freilich nicht bewiesenen Behauptungen diesen Mord im Auftrag der *Grauen Wölfe,* einer rechtsextremistischen Gruppe, begangen haben. Allerdings wurde dabei übersehen, dass die Grauen Wölfe nicht muselmanische Fanatiker, sondern laizistische Nationalisten sind, und dass im Mordfall Ipekçi von keiner Seite religiöse Beweggründe für die Tat geltend gemacht wurden.

Der Römer Prozess gegen den Papst-Attentäter fand wenig mehr als zwei Monate nach der Tat statt und dauerte nur drei Tage. Agca wurde zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Der Staatsanwalt hatte ihn als «manischen Psychopathen» bezeichnet, der die Tat als Einzelgänger verübt hatte. Damit schien der Fall erledigt.

Die italienischen Behörden waren aber in Wirklichkeit keineswegs der Meinung, dass Agca als Psychopath und Einzelgänger gehandelt habe. Das zeigte sich, als im September 1981 die Urteilsbegründung veröffentlicht wurde. In dieser stellte der Gerichtsvorsitzende Santiapichi fest, dass Agca weder ein religiöser Fanatiker noch ein Psychopath sei. Die psychiatrische Untersuchung habe im Gegenteil seine volle geistige Stabilität erwiesen. Auch habe er nicht als Einzelgänger gehan-

delt. Auf diese Feststellung folgte der entscheidende Satz:

«Alles lässt darauf schliessen, dass Agca nur die sichtbare Spitze einer tiefen, komplexen und bedrohlichen Verschwörung war, die von verborgenen Mächten orchestriert, sorgfältig geplant und bis in die kleinste Einzelheit gesteuert wurde.»

Merkwürdigerweise wurde dieser Bericht von den sonst auf Sensationen erpichten Medien ignoriert.

Indizien

Eine Fülle schwerwiegender Indizien hatte die Behörden in der Überzeugung bestärkt, dass Agca nur das ausführende Organ einer langfristig vorbereiteten Verschwörung war.

In bescheidensten Verhältnissen in der Provinzstadt *Malatya* aufgewachsen, hatte der begabte Jüngling dort die schwierige Reifeprüfung bestanden, die ihm das Hochschulstudium ermöglichte. Während des Studiums hatte er nach eigener Aussage einen Ausbildungskursus in einem palästinensischen Terroristenlager im Libanon absolviert. Die türkischen Untersuchungsbehörden im Mordfall Ipekçi konnten feststellen, dass Agca während seiner Studienzeit in Istanbul ein Bankkonto besessen hatte, auf das aus unbekannter Quelle namhafte Einzahlungen gemacht wurden.

Ebenso konnte festgestellt werden, dass seine Flucht aus dem türkischen Gefängnis am 25. November 1979 durch Helfershelfer innerhalb wie ausserhalb der Anstalt ermöglicht wurde. Daraufhin gelang es Agca, auf Umwegen die Türkei zu verlassen. Er reiste bis Mai 1981 in Europa herum und machte sogar einen Abstecher nach Tunis. Wer beschaffte ihm die falschen Pässe, und vor allem: wer finanzierte diese anderthalbjährige «Vergnügungsreise», während der er in gutbürgerlichen Hotels und Pensionen, gelegentlich auch in Luxushotels abstieg, und die offensichtlich dem Zweck diente, seine Spur zu verwischen?

Dazu kamen die *dokumentarischen Beweise,* die Untersuchungsrichter Infelisi am Tage nach dem Attentat erwähnt hatte. Es handelte sich um Zettel, die bei der Verhaftung auf der Person Agcas gefunden wurden. Einer dieser Zettel enthielt Daten und Vermerke, bei denen es sich offenbar um Instruktionen an den Täter handelte. Ein anderer Zettel enthielt eine Liste von fünf Telephonnummern. Drei davon waren Nummern der *bulgarischen* Botschaftskanzlei und des bulgarischen Konsulats, die vierte war die Nummer der Vertretung der bulgarischen Luftlinie *Balkanair* in Rom, und die fünfte war die nicht im Telephonbuch registrierte *Geheimnummer* des Leiters dieser Vertretung. Die Existenz dieser Liste wurde im Römer Prozess gegen Agca offenbar deswegen nicht erwähnt, weil die Behörden Agcas mutmassliche Hintermänner nicht warnen wollten.

Aus Agcas auf den Namen Faruk Ozgun lautendem falschem Pass schien sich zu ergeben, dass er am 31. August 1980 die türkisch-bulgarische Grenze überschritten hatte und noch am gleichen Tage nach Jugoslawien weitergereist war. Es stellte sich heraus, dass der Ausreisestempel aus der Türkei, nicht aber der Einreisestempel nach Jugoslawien gefälscht war. Agca war nicht an einem Tage durch Bulgarien gereist, sondern

hatte, wie weitere Nachforschungen ergaben, mindestens fünfzig Tage in diesem Lande verbracht.

Türkische Reisende, die durch Bulgarien nach Westeuropa fahren, erhalten ein auf drei Tage befristetes Durchreisevisum. Bulgarien ist ein Polizeistaat, wie er im Buche steht. Es ist undenkbar, dass sich ein Ausländer ohne Wissen und Billigung des Staatssicherheitsdienstes (KDS) wochenlang im Lande aufhalten kann. Der bulgarische Staatssicherheitsdienst ist nach dem Vorbild des sowjetischen KGB organisiert, und seine Beamten werden nach den Aussagen mehrerer Überläufer von sowjetischen Instrukteuren ausgebildet. Das kommunistische Regime Bulgariens ist das diensteifrigste, gehorsamste im osteuropäischen Machtbereich der Sowjetunion.

Die bulgarische Fährte

Als erste wies die angesehene amerikanische Journalistin Claire Sterling, die Verfasserin eines wohldokumentierten Buches über den internationalen Terrorismus (*The Terror Network,* N. Y. 1981) in einem in der Septembernummer 1982 der Zeitschrift *Reader's Digest* veröffentlichten Bericht auf die «*bulgarische Fährte*» im Attentat auf den Papst hin. Nun ist der *Reader's Digest* nicht ein Blatt, aus dem ein politisch interessiertes Publikum seine Informationen zu beziehen pflegt. So erregte der Artikel zwar momentan einiges Aufsehen, doch das Thema wurde von der Weltpresse nicht aufgegriffen.

Dann aber kam, keine drei Monate später, die sensationelle Bestätigung des Berichtes. Am 25. November 1982 verhaftete die italienische Polizei den Leiter der Römer Vertretung der Luftlinie *Balkanair,* den bulgarischen Staatsbürger Sergei Ivanoff Antonoff. Wenige Tage später wurden Haftbefehle gegen zwei weitere Bulgaren erlassen, die jedoch bereits in ihr Heimatland zurückgekehrt waren: den Zahlmeister der bulgarischen Botschaft in Rom, Todor Stoyanoff Aivazoff, und ein Mitglied des Stabes des bulgarischen Militärattachés, den Major Zelio Vasileff.

Der Attentäter redet

Mehmet Ali Agca hatte zu reden begonnen. Mehrere Monate vor der Verhaftung Antonoffs hatte er die Behauptung, er habe als Einzelgänger gehandelt, fallengelassen und die Namen einer Reihe türkischer und bulgarischer Mithelfer und Hintermänner genannt. Die Untersuchungsbehörde hatte seine Angaben sorgfältig überprüft und sich von ihrer Richtigkeit überzeugt. Unter anderem hatte er ihr eine detaillierte Beschreibung der Wohnungen Antonoffs und Aivazoffs geliefert, die in allem Wesentlichen zutraf.

Weitere Einzelheiten drangen nicht an die Öffentlichkeit, und die Weltpresse verfolgte die Angelegenheit nicht weiter. Allmählich entstand so der Eindruck, die Untersuchung komme nicht vom Fleck. Sieben Monate später gab es jedoch eine neue Sensation. Auf dem Wege vom Gefängnis zum Verhör traf der mit Handschellen gefesselte Agca auf eine Gruppe Reporter. Bevor er abgeführt werden konnte, hatte er gerade Zeit, den Reportern mitzuteilen, dass er das Attentat im Auftrag des sowjetischen

Geheimdienstes, also des KGB, verübt hatte. Zwar kamen in der Folge neue Zweifel an der Glaubwürdigkeit Agcas auf, aber schliesslich erwies sich, dass die italienischen Behörden diese nicht teilten.

Am 10. Juni 1984 veröffentlichte die *New York Times* unter doppelspaltiger Schlagzeile einen ausführlichen Bericht Claire Sterlings über die offiziell noch nicht freigegebene Anklageschrift der italienischen Staatsanwaltschaft gegen die Bulgaren Antonoff, Aivazoff und Vasileff sowie Mehmet Ali Agca und fünf weitere Türken, darunter drei Graue Wölfe und zwei prominente Rauschgifthändler.

Die Anklageschrift beschuldigt die drei Bulgaren, Mehmet Ali Agca und dem nach dem Attentat spurlos verschwundenen Grauen Wolf *Oral Celik* Instruktionen zum Attentat erteilt und sie am 13. Mai 1981 zum Tatort geleitet zu haben. Ausdrücklich wird in der Anklageschrift der bulgarische Staatssicherheitsdienst der Planung und Organisierung des Attentats bezichtigt, und zwar zum Zweck, den in der freien Gewerkschaftsbewegung Solidarność verkörperten, aber auf religiöser Grundlage beruhenden Widerstand des polnischen Volkes gegen das Regime zu schwächen. Denn die polnische Krise bedeute, so heisst es in der Anklageschrift, «eine tödliche Bedrohung des politischen Zusammenhaltes und der militärischen Strategie» der «sozialistischen Staaten Osteuropas».

In Anlehnung an einen Ausspruch Winston Churchills über die Sowjetunion und in deutlicher Anspielung auf die Person des inzwischen verstorbenen KGB-Leiters und späteren sowjetischen Parteichefs *Yuri Andropow* führt die Anklageschrift weiter aus:

«An einem geheimen Ort, wo jedes Geheimnis in ein weiteres Geheimnis gehüllt ist, nahm eine Persönlichkeit von grosser Machtbefugnis von dieser äusserst ernsten Situation Kenntnis und beschloss, dass es für den Ostblock lebenswichtig sei, den Papst Wojtila zu töten.»

Mehrere Monate vor der Bekanntgabe dieser Anklageschrift durch die New York Times waren in Amerika zwei Bücher über das Papst-Attentat erschienen, die sowohl in der Schilderung der Tatbestände wie in den Schlussfolgerungen mit der Anklageschrift übereinstimmen.

Das erste Buch trägt den schlichten Titel *The Plot to Kill the Pope* (Das Komplott zur Ermordung des Papstes, New York, Scribner's, 1983). Es handelt sich um eine knappe, nüchterne Schilderung der Vorgeschichte des Attentates. Der Verfasser, *Paul Henze,* stellt das Attentat in den grösseren Zusammenhang der internationalen Terrorkampagne der siebziger und achtziger Jahre, die nach seiner Auffassung von Moskau inspiriert und koordiniert wurde.

Destabilisierung

In dieser Kampagne spielte im Abschnitt Südeuropa und Naher Osten Bulgarien eine Schlüsselrolle. So wurde die Entstabilisierung der türkischen Demokratie, die schliesslich zur Machtübernahme durch das Militär führte, von Bulgarien aus bewerkstelligt. Die bulgarische staatliche Export–Import-Firma *Kintex* vermittelt bis heute den Schmuggel von

Rauschgift aus der Türkei nach Westeuropa und schmuggelte, bis die 1980 zur Macht gelangte türkische Militärregierung dem ein Ende setzte, im Austausch dafür Waffen in die Türkei, und zwar sowohl für rechts- wie für linksextremistische Gruppen. Es ging dem bulgarischen Lieferanten nicht etwa darum, durch Terrorismus zur Revolution und zur kommunistischen Machtübernahme in der Türkei zu gelangen, sondern um das bescheidenere und wesentlich realistischere Ziel, durch Entstabilisierung eines wichtigen Mitgliedstaates dem NATO-Bündnis Schwierigkeiten zu bereiten.

Wie hängt das mit dem Attentat auf den Papst zusammen? Ein namhafter türkischer Rauschgifthändler, *Abuzer Ugurlu,* lieferte Agca den falschen Pass, der ihm den Grenzübertritt nach Bulgarien ermöglichte. Ein Geschäftspartner Ugurlus, *Bekir Celenk,* traf sich im Luxushotel Vitośa in Sofia mit Agca und brachte ihn – so die Anklageschrift der italienischen Staatsanwaltschaft, die sich in diesem Falle auf Aussagen Agcas stützt – mit einem Vertreter des bulgarischen Staatssicherheitsdienstes zusammen. Und zwar handelte es sich bei diesem Vertreter um den Zahlmeister der bulgarischen Botschaft in Rom, den jetzt der Mittäterschaft im Papst-Attentat bezichtigten, aber rechtzeitig nach Bulgarien zurückgekehrten *Todor Aivazoff.* Celenk hält sich weiterhin in Sofia auf – seine Auslieferung nach Rom wird von Bulgarien verweigert.

Während seiner auf den Aufenthalt in Bulgarien folgenden Wanderungen durch Europa traf Agca immer wieder mit türkischen Rauschgifthändlern und Grauen Wölfen zusammen. Die Pistole, die er zum Attentat verwendete, hatte sich vorher im Besitz eines österreichischen Waffenhändlers mit türkischen Verbindungen befunden. Das lässt darauf schliessen, dass Agca auf seinen Wanderungen von dem Netzwerk von Schmugglern und Rechtsextremisten betreut wurde, das der bulgarischen staatlichen Export-Import-Firma *Kintex* zur Verfügung steht.

Auf Grund seiner sorgfältigen Untersuchungen kommt Henze zum Schluss, dass die drei jetzt unter Anklage stehenden Bulgaren Antonoff, Aivazoff und Vasileff lediglich Gehilfen gewesen seien, die den Auftrag gehabt hätten, darauf zu achten, dass anderswo entworfene und genehmigte Pläne sachgemäss durchgeführt würden:

«Die Leitung lag bei Sofia oder Moskau. Die Planer verblieben in Moskau.»

Die Person des Verfassers verleiht seinem Buch besonderes Gewicht. *Paul Henze* arbeitete dreissig Jahre lang im amerikanischen Staatsdienst. Er spricht türkisch und hatte in den siebziger Jahren einen verantwortlichen Posten auf der amerikanischen Botschaft in *Ankara* inne. In sein Ressort fiel unter anderem die Berichterstattung über die damals im Gang befindliche Terrorwelle zur Destabilisierung des demokratischen Regimes. 1977 wurde er nach Washington in den damals von *Zbigniew Brzezinski* geleiteten Nationalen Sicherheitsrat berufen, und 1980 trat er in den Ruhestand. Er ist also in Fragen des Terrorismus und der Staatssicherheit durchaus kein Laie, sondern ein Fachmann mit ausgezeichneten Beziehungen zu Regierungskreisen in

Amerika, Europa und dem Nahen Osten. So stehen ihm Informationsquellen zur Verfügung, die gewöhnlichen Sterblichen verschlossen bleiben.

Verfasserin des zweiten Buches, *The Time of the Assassins* (Die Stunde der Meuchelmörder, New York, Holt, Rinehart, 1983) ist die von uns bereits mehrfach erwähnte Journalistin *Claire Sterling*. Sie kommt zu den gleichen Ergebnissen wie Henze und stimmt mit ihm im wesentlichen auch in der Schilderung der Tatbestände überein. Ihr Buch ist etwas länger und enthält eine Anzahl ergänzender Details von beträchtlichem Interesse, so ein Interview mit einem bulgarischen Abspringer, einem hohen Offizier des Staatssicherheitsdienstes, der über die Export-Import-Firma *Kintex* aussagt:

«Kintex ist ein Instrument des bulgarischen Sicherheitsdienstes – mit anderen Worten des sowjetischen Sicherheitsdienstes – mit dem Zweck, umstürzlerische Bewegungen auf solche Weise zu unterstützen, dass Moskau nicht belastet wird. Devisengewinne in harten Währungen sind nur ein Nebenzweck.»

Vertuschung

In einem wesentlichen Punkte unterscheidet sich Sterlings Buch von demjenigen Henzes: das Leitmotiv ihres Buches ist ein Thema, das von Henze nur andeutungsweise gestreift wird: die im Westen so weitverbreitete Tendenz, die Existenz der nach Sofia und darüber hinaus nach Moskau weisenden «bulgarischen Fährte» zu bezweifeln oder einfach zu leugnen. Sterling stellt fest, dass im Chorgesang der Skeptiker ausgerechnet die Regierung der Vereinigten Staaten – die Regierung des so prononciert antikommunistischen Präsidenten Reagan – den Ton angibt. Sterling geht so weit, den amerikanischen Geheimdienst (Central Intelligence Agency, CIA) «skandalöser Praktiken», d. h. einer regelrechten *Vertuschungskampagne* zu bezichtigen.

In der Tat muss dem Leser amerikanischer Zeitungen auffallen, dass namhafte Presseorgane, so die *New York Times* und die *Washington Post,* immer wieder Berichte veröffentlichen, in denen – zumeist anonyme – «Regierungssprecher» und «Geheimdienstexperten» die *bulgarische Fährte* als unbewiesene und unbeweisbare Mutmassung abtun und ihre Weiterführung nach Moskau als blosses Hirngespinst bezeichnen. Auch die Bekanntgabe der Anklageschrift gegen Antonoff und Genossen hat diese Stimmen nicht verstummen lassen.

Diese Skepsis gegenüber der *bulgarischen Fährte* wird von Sterling auf Furcht vor den Konsequenzen zurückgeführt. Wo käme man hin, wenn es sich herausstellte, dass die Männer im Kreml imstande sind, einen Mordanschlag gegen den Papst anzuordnen und durch ihre bulgarischen Vasallen ausführen zu lassen? Wie könnte ein amerikanischer Präsident es sich dann noch leisten, sich mit ihnen an den Verhandlungstisch zu setzen? Was wäre die Unterschrift von Meuchelmördern unter einem Vertrage wert? So könnten, wie die selber durchaus nicht an der Existenz der *bulgarischen Fährte* zweifelnde New York Times-Korrespondentin *Flora Lewis* schreibt, die Schüsse auf dem Petersplatz eine ähnliche Verschlechterung des weltpolitischen Klimas zur Folge haben

wie die Schüsse von Sarajewo im Sommer 1914.

Die Vertuschungsversuche der CIA aber sind, so vermutet Sterling, einfach auf bürokratische Eitelkeit zurückzuführen. Man wusste anfänglich nichts von dem Fall, verfolgte ihn nicht, will das nicht zugeben, und behauptet deshalb, dass andere, die besser informiert sind – d. h. die italienischen Untersuchungsbehörden – sich irren.

Gründe der Skepsis

Blosse Feigheit, berechtigte Furcht vor den Konsequenzen, bürokratische Eitelkeit – das alles mag zu der so weitverbreiteten Skepsis gegenüber der *bulgarischen Fährte* beitragen. Sterling übersieht aber, dass diese Skepsis letztendlich noch viel tiefer wurzelt: nämlich im *gesunden Menschenverstand!*

Dem Kreml die Urheberschaft des Attentats auf den Papst zuzuschreiben, wirkt wie übelste Demagogie, primitivste antikommunistische Hetze, wie eine Goebbelssche Propagandalüge:

«Die gottlosen Bolschewisten wollten den Papst umbringen!»

Zwar gibt es nicht nur eine Fülle überzeugender Indizien, sondern auch handfeste Beweise für die Verbindung Agcas mit dem bulgarischen Geheimdienst: so die in seiner Tasche aufgefundene Liste bulgarischer Telephonnummern und seine in den wesentlichen Details zutreffende Beschreibung des Mobiliars der Wohnungen Aivasoffs und Antonoffs. Auch steht fest, dass der bulgarische Geheimdienst vom sowjetischen KGB gelenkt und mit KGB-Beamten durchsetzt ist. Es wäre unsinnig anzunehmen, dass bulgarische oder auch sowjetische Beamte aus eigener Initiative, ohne ausdrückliche Anweisung oder Zustimmung der höchsten Moskauer Instanzen, ein Attentat auf den Papst beschlossen und zu seiner Ausführung einen türkischen Killer gemietet hätten.

So führt eine ganze Kette von Beweisen und überzeugenden Indizien zu einem unglaubhaften, unannehmbaren Schluss: der Auftrag zur Ermordung des Papstes muss vom damaligen Leiter des KGB stammen – von Yuri Andropow – und zwar höchstwahrscheinlich im Einverständnis mit dem damaligen Parteichef Breschnew.

Ähnlich wie mit dem speziellen Fall des Attentats auf den Papst verhält es sich mit der Frage nach der sowjetischen Rolle im internationalen Terrorismus im allgemeinen. Es liegen nicht nur Indizien, sondern klare Beweise dafür vor, dass Moskau, d. h. das KGB, den internationalen Terrorismus der siebziger und achtziger Jahre von Anfang an systematisch gefördert hat. Die Fährte der Roten-Armee-Fraktion führt nach Ostberlin, die Fährte der Roten Brigaden in die Tschechoslowakei, diejenige der türkischen Terroristen nach Bulgarien. Nach Feststellungen amerikanischer Experten (siehe Ray S. Cline und Yonah Alexander, *Terrorism, the Soviet Connection,* N.Y., Crane Russak 1984) sind seit 1974 drei- bis viertausend arabische Terroristen in der Sowjetunion und den Staaten Osteuropas ausgebildet worden. In drei Ausbildungslagern in Libyen wirken kubanische, sowjetische und ostdeutsche Instrukteure. Unter den Absolventen ihrer Kurse befinden sich

neben Arabern auch europäische Terroristen.

Daraus ergibt sich – oder scheint sich zu ergeben –, dass es sich bei den vergreisten Bürokraten im Kreml um Fanatiker der Weltrevolution handelt, und zwar um unbelehrbare Fanatiker, die ihr Ziel mit einem untauglichen Mittel zu erreichen suchen. Denn alle Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben bewiesen, dass der Terrorismus nicht zur proletarischen Revolution, sondern höchstens zu reaktionärer Militärdiktatur führt.

Wenn eine Kette schlüssiger Beweise und beweiskräftiger Indizien zu einer unannehmbaren Schlussfolgerung führt, muss irgendwo ein Denkfehler vorliegen. In diesem Falle besteht der Denkfehler in der stillschweigenden Annahme, Förderung des internationalen Terrorismus durch die Sowjetführer setze notwendigerweise wirklichkeitsfremden weltrevolutionären Fanatismus, oder im speziellen Falle des Papst-Attentates fanatischen Atheismus voraus.

Unkonsolidierter Ostblock

Die Greise im Kreml sind gewiss keine Fanatiker der Weltrevolution oder des Atheismus, aber das will nicht unbedingt heissen, dass sie den Terrorismus als Mittel zu anderen, weniger irrealen Zielen prinzipiell ablehnen. Diese Männer sind überalterte Bürokraten, die das Erbe Stalins verwalten. Zu diesem Erbe gehört der sowjetische Herrschaftsbereich in Osteuropa. Bis heute – nahezu vierzig Jahre nach Kriegsende – ist es Moskau noch immer nicht gelungen, seine Herrschaft über diese Länder wirklich zu konsolidieren. Nur die Drohung mit militärischer Intervention hält die Völker Osteuropas im «sozialistischen Lager».

Das politische Versagen Moskaus in Osteuropa ist nicht auf Wühlarbeit westlicher Agenten zurückzuführen. Was zersetzend, entstabilisierend auf den Osten einwirkt, ist die westeuropäische Kombination von Wohlstand und Demokratie: schon in den ersten Jahren der Strom von Geschenkpaketen und die Radiosendungen, dann, in der DDR, die nicht einmal für den ostdeutschen Konsum bestimmten bundesdeutschen Fernsehsendungen, und vor allem der Touristenstrom, der von den kommunistischen Regierungen aus zwingenden wirtschaftlichen Gründen nicht nur geduldet, sondern sogar gefördert werden muss. Nicht Agenten der westlichen Geheimdienste, sondern Touristen mit ihren von Wohlstand zeugenden Kleidern und Automobilen, und die westlichen Zeitungen, die für sie in den Hotels bereitgestellt werden müssen, sind die eigentlichen Wühler, die die Autorität Moskaus und seiner osteuropäischen Klientenregierungen untergraben.

Nur einmal, im Jahre 1968, wurde die demokratische Ordnung in mehreren hochentwickelten Industrieländern Westeuropas ernstlich gestört. Niemand konnte damals ahnen, dass es sich bei jenen Jugendrevolten um ein einmaliges Aufflackern handeln würde. Sie erweckten den Eindruck, dass es um die demokratische Ordnung in Westeuropa schlecht bestellt sei, dass es also möglich sein würde, durch eine langanhaltende, systematische Terrorkampagne diese Ordnung zu untergraben, durch Kapitalflucht den wirtschaftlichen Auf-

schwung abzustoppen, die demokratischen Regierungen durch chauvinistische, miteinander hadernde Militärdiktaturen zu ersetzen und so das NATO-Bündnis zu sprengen. Also gewissermassen ein Terrorismus zum Zwecke der Defensive, ein Terrorismus, der nicht die proletarische Revolution zum Ziel hat, sondern nur bezweckt, die Anziehungskraft Westeuropas auf die Osteuropäer zu beseitigen, um die sowjetische Herrschaft über Osteuropa zu festigen.

Ganz in den Rahmen dieses «defensiven», auf die Verteidigung des sowjetischen Herrschaftsbereichs gerichteten Terrorismus passt auch das Attentat auf den Papst. Polen ist das grösste und strategisch wichtigste Land im osteuropäischen Glacis der Festung Sowjetunion. Im Kampf um die nationale Selbstbehauptung der Polen hat die katholische Kirche seit vielen Jahrhunderten eine entscheidende Rolle gespielt. Immer wieder standen polnische Heere im Kampf gegen Andersgläubige: heidnische Mongolen, mohammedanische Türken, protestantische Schweden. Im 19. Jahrhundert suchten das protestantische Preussen und das orthodoxe Russland, die Polen zu entnationalisieren. Sie vermochten zeitweise den Schulunterricht in polnischer Sprache zu verhindern, wagten aber nicht, dem Volke den Gang in seine katholischen Kirchen zu verbieten. Heute gehen selbst Atheisten in die Kirche, um so ihre Abneigung gegen die von Moskau aufoktroyierte marxistisch-leninistische Ersatzreligion zu bekunden.

Die Wahl des Erzbischofs von Krakau zum Papst bewirkte einen mächtigen Aufschwung des polnischen Selbstbewusstseins und Widerstandswillens. Es ergab sich der noch heute herrschende, groteske Zustand, dass die überwältigende Mehrheit des polnischen Volkes nicht einen in Warschau sitzenden Parteisekretär oder General, sondern das in Rom residierende Oberhaupt der katholischen Kirche und dessen Stellvertreter in Polen als einzige legitime Autorität anerkennt.

So kommt die italienische Staatsanwaltschaft in der Anklageschrift gegen Antonoff und Genossen zum Schluss, dass

«. . . an einem geheimen Ort . . . eine Persönlichkeit von grosser Machtbefugnis beschloss, dass es für den Ostblock lebenswichtig sei, den Papst Wojtila zu töten.»

Ernst Halperin

Der grosse Kommunikator

Ronald Reagans «Ausstrahlung»

Achtung Aufnahme! «Ich kann mir kein passenderes Ende für unsere Friedensmission nach China denken, als hier in der Anwesenheit Ihrer Heiligkeit zu sein.» Ronald Reagan unterbrach seine Rückkehr von China für 31 Stunden in Alaska, um sich während der Zwischenlandung des

Papstes auf dessen Koreareise gemeinsam mit Johannes Paul II. auf dem Flugfeld filmen zu lassen.

Achtung Aufnahme! «Dank dem Werbespot von Michael Jackson werden Millionen junger Amerikaner über die Gefahr von Alkohol am Steuer gewarnt.» Ronald Reagan lud den Rock-Superstar wegen dessen Teilnahme an einer Kampagne des Transportministeriums zu einer kleinen Feier ins Weisse Haus ein, damit er zusammen mit dem Jugendidol abgelichtet werden konnte.

Papst Johannes Paul II. und Michael Jackson waren innerhalb von vierzehn Tagen zwei kontrastreiche Beispiele aus einer ganzen Reihe von Statisten der *«Fernsehserie»* mit Hauptdarsteller Ronald Reagan, die seit knapp vier Jahren fast täglich fortgesetzt wird.

Die Bilanzen über Präsident Reagans erste Amtszeit sind sich in einem Punkt einig: er besitzt hervorragende Fähigkeiten, das Volk anzusprechen, und hat sich seinen Übernamen *«the great communicator»* verdient. Weshalb also nicht die *Vermarktung seiner Politik* untersuchen?

«A bully pulpit»

Freilich hat nicht erst Reagan die *Bedeutung der Öffentlichkeitsarbeit* für den amerikanischen Präsidenten erkannt. Die historische Parallele zwischen dem Aufstieg der modernen Präsidentschaft und dem Auftauchen von Massenmedien seit der Jahrhundertwende war nicht nur ein zeitlicher Zufall. Teddy Roosevelt betonte oft, sein Amt sei eine «prima Kanzel» (bully pulpit), und seine Dynamik machte mit vielen Auftritten vor der aufstrebenden Massenpresse die Präsidentschaft zum Brennpunkt politischer Aufmerksamkeit. Franklin Roosevelt benützte dreissig Jahre später das neue Medium Radio, um dem amerikanischen Volk seine Politik zu erklären, und schwächte damit die konservative Opposition gegen seine New Deal-Programme, oder die isolationistische gegen das zunehmende Kriegsengagement der USA. Seit der wahlentscheidenden Fernsehdebatte vom 26. September 1960, in der ein braungebrannter und selbstsicherer John F. Kennedy gegen einen nervösen, nicht frisch rasierten Richard Nixon obenausschwang, spielte das Fernsehen bei jeder Wahl und auch in der Amtsausübung eine wichtige Rolle. Lyndon Johnson war so besessen davon, der Bevölkerung seine Politik in Fernsehansprachen vorzustellen, dass er im Weissen Haus ein eigenes TV-Studio mit ständig bedienten Kameras einrichten liess. Richard Nixon schliesslich baute seinen Mitarbeiterstab dermassen aus, dass sein Weisses Haus leicht mit einem Werbebüro zu verwechseln war.

Bedeutung von Public Relations

Die Reihe historischer Beispiele liesse sich beliebig fortsetzen. Wie kann man die bedeutsame Rolle von Public Relations in der Machtausübung des Präsidenten *theoretisch* erklären?

Obwohl der amerikanische Führer oft als «der mächtigste Mann der Welt» bezeichnet wird, fehlen ihm mit Ausnahme gewisser Bereiche der Aussenpolitik die Mittel für eine Politik, die er im System der Gewalten-

teilung direkt durchsetzen kann und nicht von parlamentarischen Instanzen bewilligen lassen muss. Seine Macht liegt in der Initiative von Vorschlägen und im Führen der öffentlichen Diskussion zur Durchsetzung seiner Ziele. *Kommunikation* war deshalb seit jeher entscheidend. Während früher aber persönliche Kontakte eher möglich waren, hat in den letzten 50 Jahren die Öffentlichkeitsarbeit über die Medien das direkte Gespräch zu einem guten Teil ersetzt.

Im Umgang mit den *Washingtoner Machtgruppen* haben die traditionellen Verbindungen mit der zunehmenden Komplexität und dem Aufkommen neuer politischer Techniken an Bedeutung eingebüsst. Die Bürokratie der Bundesregierung ist zu einem unübersichtlichen und schwerfälligen Gebilde gewachsen. Die Parlamentarier zeigen sich unabhängig und auf die Lokalbedürfnisse ihrer Wahlkreise konzentriert. Und das Verfolgen eng limitierter Gruppeninteressen hat den Lobbyismus zum Blühen gebracht. Die Fragmentierung der Macht zwingt den Präsidenten, auch diese Kreise häufiger über die Medien zu erreichen.

An die *Massen des Volkes* wendet er sich, um auf die «Washingtonians» öffentlichen Druck zur Durchsetzung seiner Programme zu erzeugen. Auch muss er in der Demokratie für seine Machterhaltung durch Wiederwahl mit der Bevölkerung in Kontakt bleiben.

Da sich die Medien in der *offenen amerikanischen Gesellschaft* der direkten Befehlsgewalt des Präsidenten entziehen, sind seine Bemühungen um eine gute Darstellung in ihnen parallel zu ihrer wachsenden Bedeutung gestiegen. Das Weisse Haus hat einen breiten Fächer von präsidentiellen Kommunikationsarten entwickelt und einen riesigen Apparat von Stellen eingerichtet, deren Funktion es ist, ein positives Bild des Präsidenten an die Öffentlichkeit zu vermitteln.

Bühne frei für Ronald Reagan

Unter dem Gesichtspunkt der steigenden Bedeutung von Public Relations war die Wahl des *ehemaligen Schauspielers Ronald Reagan* ein weiterer Schritt in dieser Entwicklung. Hier versuchte nicht ein Politiker, sich nachträglich die Fähigkeiten für gewinnende Auftritte anzueignen, sondern ein professioneller Darsteller kam zur Politik. Mit seinen Erfahrungen als Sportreporter am Radio, als Filmschauspieler in Hollywood, als Moderator der beliebten TV-Show «General Electric Theatre» und als langjähriger Propagandaredner für diesen Konzern brachte Reagan in dieser Hinsicht einen einmaligen Hintergrund ins Amt des zweimal gewählten Gouverneurs von Kalifornien und des mit seiner Wiederwahl rechnenden Präsidenten.

Es verwundert nicht, dass Reagan seit jeher das *Verkaufen seiner Politik* als wichtigste Aufgabe betrachtete und die theatralischen Aspekte des Regierens nicht als notwendiges Übel verstand, sondern sie in vollen Zügen genoss. Mehrere Mitarbeiter bestätigen, Reagan sei jeweils an den Details von Programmen wenig interessiert, hingegen voll bei der Sache, wenn etwas in «sein Gebiet» komme.

Einmal im Weissen Haus, verfügte Ronald Reagan über ein umfassendes

Ensemble an Mitarbeitern, die sich um jeden Aspekt der Öffentlichkeitsarbeit kümmerten und ein *Drehbuch* gestalteten, in dem nicht nur Reagans und die eigenen Einsätze, sondern auch die *Begleitmusik* festgelegt wurde, die seine Umgebung nach Möglichkeit beizutragen hatte.

Das Drehbuch

Unmittelbar nach seiner Wahl am 4. November 1980 entwarfen Reagans Leute unter der Leitung von David Gergen ein *Drehbuch für die Kommunikation* in den ersten 100 Tagen der neuen Administration. Neben der Analyse der frühen Phase bei den Vorgängern dienten die eigenen Wahlversprechen und Resultate von Meinungsumfragen als Grundlage für einen Plan, die öffentlichen Auftritte des Präsidenten in den Anfangsmonaten ganz auf das Wirtschaftsprogramm mit Steuer- und Budgetkürzungen («*Reaganomics*») zu konzentrieren. David Gergen resümiert das Szenario: «Wir stellen die Behandlung der ‚*Social Issues*' wie Abtreibung und Schulgebet zurück, halten Aussenpolitik in der Öffentlichkeit auf Sparflamme, assoziieren Reagan ganz mit der Wirtschaftspolitik und bringen das Programm durch den Kongress. Dies gibt ihm das politische Kapital, um andere Themen anzugehen.» [1]

Im Gegensatz zu Jimmy Carter, der die Öffentlichkeit und den Kongress mit einer Flut von Vorschlägen in den verschiedensten Bereichen überfordert hatte, hielt die Administration Reagan am Anfang konsequent an der *Beschränkung auf eine einfache und klare Botschaft* fest. Gergen liess als Kontrolle die Gewichtung von Themen in den Abendnachrichten der drei grossen Fernsehgesellschaften überwachen. Als das Thema des kommunistischen Vormarsches in El Salvador, das von Aussenminister Alexander Haig in Abweichung von den Richtlinien hervorgehoben wurde, mehr wöchentliche Sendezeit als das Wirtschaftsprogramm erhielt, präsentierte Gergen seine Statistiken: Prompt beschloss das Weisse Haus, El Salvador in den Kommunikationsanstrengungen vorübergehend völlig fallenzulassen.

Auch nachdem Reagans Präsidentschaft in den Augen der Öffentlichkeit etabliert war, legten seine Leute weiterhin grossen Wert auf *langfristige Kommunikationsplanung*. Eine Gruppe von Spitzenberatern unter Leitung von Terminchef Michael Deaver und Gergen traf sich jeden Freitag, um die Themen zu bestimmen, aufgrund derer passende Auftritte für den Präsidenten aus Anfragen ausgewählt oder auch erfunden wurden. Ebenso orchestrierte man unterstützende Einsätze von Mitgliedern der Administration und des Kongresses.

Doch die besten Pläne nützen wenig, wenn sie nicht effektvoll verwirklicht werden. Das grösste Plus in der Vermarktung der Politik dieser Administration war die Fähigkeit Reagans, in den meisten seiner Auftritte das Publikum in sehr gewinnender Art anzusprechen.

Des Hauptdarstellers Stärken . . .

Ronald Reagans Stärken lagen in wohlvorbereiteten Reden und kleinen telegenen Auftritten, während er das

Kreuzfeuer von Journalistenfragen nicht schätzte. Das Weisse Haus arrangierte deshalb eine Reihe von Kommunikationsformen, die das Unvorhergesehene möglichst ausschalteten und das Schwergewicht auf die Vermittlung von Bildern legten.

Die offiziellen *Fernsehansprachen* an die Nation erlaubten Reagan wie jedem seiner Vorgänger seit Harry Truman, die wichtigsten Angelegenheiten seiner Präsidentschaft dem grösstmöglichen Publikum direkt vorzulegen. Dem Plan folgend sprach Reagan in einer Reihe von acht TV-Reden in der ersten Hälfte seiner Amtszeit ausschliesslich über sein Wirtschaftsprogramm, bevor er auch aussenpolitische Themen wählte. Reagan verstand es, mit dem Zuschauer vertraulich zu plaudern und dem Volk durch anschauliche Beispiele ein Thema nahezubringen. So zeigte er die Geldentwertung mit Noten und Münzen vor (18. Februar 1981) oder präsentierte den in Grenada verwundeten, spanischstämmig-amerikanischen «Freiheitskämpfer» Sgt. Stephen Trujillo als Helden (25. Januar 1984).

Seine Fernsehauftritte verfehlten ihr Ziel jeweils nicht. Der Aufruf an die Bürger, ihren Abgeordneten im Parlament die Meinung zu sagen, liess die Telefone auf dem Kapitolshügel vor wichtigen Abstimmungen heisslaufen und erzeugte wesentlichen Druck zur Annahme seiner Wirtschaftsprogramme.

In Ergänzung zu den grossen Fernsehreden liess Reagan *Grussbotschaften* an verschiedene Veranstaltungen, die er selber nicht besuchen konnte, *auf Videoband* aufzeichnen. Während Carter nur 20 solche Kurzansprachen aufnahm, nützte Reagan diesen weiteren Kanal direkter Kommunikation in den ersten drei Jahren über dreihundertmal. Es gelang ihm damit, zahlreiche Gruppen zu erfreuen und zudem meist eine indirekte Wirkung zu erzielen, wenn lokale Medien seine Worte ebenfalls ausstrahlten. Auch die Verwendung moderner Videotechniken konnte hingegen das menschliche Verwechseln der Bänder nicht verhindern: So begrüsste Reagan im letzten Mai eine republikanische Geldbeschaffungsparty in Texas als «Lehrerkonferenz in Washington».

Eine Serie von zehn fünfminütigen *Radioansprachen* startete im April 1982 und brachte so positive Resultate, dass sie ununterbrochen fortgesetzt wurde. Reagan redete einmal pro Woche entweder zu aktuellen politischen Fragen oder zu grundsätzlichen gesellschaftlichen Themen wie Schule oder Familie. Wenn auch die Reden am Samstagmittag nur ein begrenztes Publikum erreichten, machte sich der gewählte Sendetermin geschickt die Neuigkeitsarmut des Wochenendes zunutze: Ausschnitte aus diesen Reden fanden regelmässig den Weg in die Nachrichtensendungen und ergaben Berichte in den vielgelesenen Sonntagszeitungen.

Die *Vermittlung von Zeremonien und Reisen* nahm einen wichtigen Platz in der Imagepflege der Administration ein. In bewusstem Kontrast zu Carter betonte dieses Weisse Haus die monarchischen Aspekte der Präsidentschaft und legte Wert auf vornehmen Stil. Reagan hatte das Glück, dass ein Gastgeberjahr für den Gipfel westlicher Industrienationen in seine Amtszeit fiel. Mit beträchtlichem Aufwand wurde das Grossereignis

vom 28. bis 31. Mai 1983 vor der Kulisse des hübschen Kolonialortes Williamsburg in Virginia für die besuchenden Regierungschefs und vor allem für die rund 4000 Medienleute in Szene gesetzt.

Nach anfänglicher Zurückhaltung wegen der Hervorhebung der Innenpolitik begab sich Reagan auf telegene Reisen. Der Besuch in Japan und Korea im November 1983 war ganz auf publizitätswirksame Bilder ausgerichtet. So stand ein Militärhelikopter bereit, um die aussergewöhnlichen Aufnahmen von Reagan im Kampfanzug in der demilitarisierten Zone nach Seoul zu fliegen, damit sie rechtzeitig für die amerikanischen Abendnachrichten übermittelt werden konnten. Ende April dieses Jahres bereiste Reagan die Volksrepublik China und zeigte sich in Peking, Shanghai, auf der Grossen Mauer und mit dem Heer von Tonsoldaten in Xian. Einen Monat später waren Auftritte am Orte seiner Vorfahren im irischen Ballyporeen, am Londoner Gipfel und mit der englischen Queen und an der Gedenkfeier für den Invasionstag D-Day in der Normandie an der Reihe.

Zahlreiche *Photogelegenheiten* rundeten Reagans breites Feld an bildlicher Kommunikation ab. Er perfektionierte diese kleinen Auftritte im *Oval Office,* im Rosengarten des Weissen Hauses, vor der Ranch in Santa Barbara oder vor immer neuen Kulissen zur Meisterschaft. Reagan und seine Leute rechneten dabei die Zwänge der Medien und insbesondere des Fernsehens ein, komplexe Sachprobleme in einfacher und personalisierter Form darstellen zu müssen. Als zum Beispiel die Arbeitslosigkeit mit über 10 Prozent den seit langem höchsten Stand erreichte, kümmerte sich Reagan persönlich um einen Job für den stellenlosen Reginald Andrews, der als Lebensretter eines alten Mannes in die Schlagzeilen gekommen war. Als Antwort auf die Krise des amerikanischen Schulsystems «adoptierte» Reagan eine Primarschule in Washington, liess Bücher und Geräte schicken, beehrte die Kinder mit einem Besuch und wählte sich einen siebenjährigen schwarzen Knaben als Brieffreund.

Dem Vorwurf, Reagans Auftritte seien *zu offensichtlich und genau inszeniert,* begegnen seine Mitarbeiter mit entwaffnender Ehrlichkeit. «Das Flugplatztreffen mit dem Papst wurde hauptsächlich deshalb angesetzt, um die Anziehungskraft Reagans für die katholischen Wähler zu steigern», bekannten mehrere Berater freimütig zu Lou Cannon von der *Washington Post.* Terminchef Michael Deaver meinte in einem Interview mit dem *CBS*-Korrespondenten Bill Plante: «So lange wir das gewünschte Bild vermitteln können, ist es uns völlig egal, was ihr Kommentatoren zur Einschränkung alles Negatives sagt.» Bilder zählten in dieser Administration mehr als Worte.

... und seine Schwächen

Da Reagan bei mehreren seiner Auftritte mit einer *leichtfertigen Antwort* auf eine zugerufene Frage das «Thema des Tages» zerstört hatte, wurde er durch seine Helfer zunehmend von Reportern isoliert. Mit allen Mitteln – dazwischeneilende Sicherheitsbeamte und bereits unnötig laut dröhnende Motoren des Präsidentenhelikopters – versuchte man, sie ausser Hörweite Reagans zu halten.

Auf *Pressekonferenzen* hätte man am liebsten ganz verzichtet. Reagan konnte diese aber nicht abschaffen, weil sie sich seit den Tagen von Franklin Roosevelt als eine Art Rechenschaftsbericht des Präsidenten vor der Öffentlichkeit zu einer demokratischen Einrichtung entwickelt hatten, die den Frageperioden an den englischen Premier im Parlament vergleichbar sind. Während sich die meisten seiner Vorgänger durchschnittlich alle zwei Wochen der Presse stellten, hielt Reagan aber nur alle zwei Monate eine vom Fernsehen übertragene Konferenz. Er bereitete sich in einem aufwendigen Prozess auf alle denkbaren Fragen vor, und das Weisse Haus versuchte, soweit wie möglich auch diese Auftritte zu steuern.

Alle Vorkehrungen konnten aber nicht verhindern, dass Reagan mit seinem Zögern und seinen Ungenauigkeiten oft nicht auf der Höhe der Dinge erschien. Häufig unterliefen ihm gravierende oder amüsant-peinliche Fehler. Reagan sprach vom «taktischen Nuklearwaffeneinsatz in Europa» und davon, dass der russische Kommunismus vor dem Kollaps stehe. Er meinte, das russische Volk lebe auf einer «Hungerdiät von Sägespänen», erwähnte die «zehn Gebote des Nikolai Lenin» und benutzt oft falsche Namen selbst für seine höchsten Regierungsleute. *New York Times*-Kolumnist James Reston stellte fest, kein Pressebüro habe so häufig Korrekturen zu Erklärungen des Präsidenten herausgeben müssen wie dasjenige Reagans. Warum schadeten seine zweifelhaften Aussagen dem Bild Reagans in der Öffentlichkeit nicht stärker? Sidney Blumenthal und Francis Clines erklärten dies mit einem anderen Wahrheitsverständnis von Reagan und seinen Kritikern in den Medien: Während letztere der Wahrheit durch eine Anhäufung möglichst genauer Fakten näherkommen wollten, beziehe Reagan seine Wahrheiten aus seiner ideologischen Überzeugung; Fakten seien weniger wichtig und dienten nur der verdeutlichenden Ausschmückung. Weite Kreise des Volkes schienen ihm dies abzunehmen.

Das Ensemble

In den fünfzig Jahren seit Herbert Hoover erstmals einen Sekretär vollamtlich mit Pressebeziehungen betraut hatte, war die Zahl der Mitarbeiter des Präsidenten für Öffentlichkeitsarbeit beträchtlich gewachsen. Was für ein *Aufwand* stand hinter einem scheinbar mühelosen Lächeln Reagans! Sein Stab zählte über 60 Mitglieder, die sich ausschliesslich mit dem Verkaufen seiner Politik beschäftigten, und wurde von Leuten geleitet, die Erfahrungen aus der Medien- oder Werbebranche und aus ähnlichen Positionen unter Nixon und Ford mitbrachten.

Das *Kommunikationsbüro* war das Schaltzentrum der Public Relations-Bemühungen. Neben dem Ausarbeiten langfristiger Szenarien koordinierten David Gergen und seine Helfer den täglichen Informationsfluss der Regierung. Gergens Abteilung sammelte positive Nachrichten in der ganzen Regierung, damit sie der Präsident selber in attraktivem Rahmen vorstellen konnte und eine visuelle Verbindung von ihm zur angenehmen Neuigkeit entstand. Gab es eine

Reihe guter Ankündigungen, verteilte man sie über mehrere Tage, um sich nicht selber mit positiven Schlagzeilen zu konkurrenzieren. Schlechte Nachrichten wurden von Reagan weg in die Departemente gesandt. War die Ankündigung negativer Meldungen für das Weisse Haus unvermeidbar, bündelte man gleich mehrere auf einen Tag zusammen und wählte einen ohnehin neuigkeitsreichen Zeitpunkt.

Pressesekretär Larry Speakes und seine Abteilung traten in Routineangelegenheiten als Sprecher des Präsidenten auf und versuchten die zahlreichen Anfragen und Wünsche der Medienorganisationen zu befriedigen. In einer täglichen Presseorientierung und in zahlreichen «Hintergrundsgesprächen» informierte Speakes hauptsächlich die rund 60 Korrespondenten, die vollamtlich über den Präsidenten berichten.

Die Abteilung *Media Liaison* war für die Betreuung aller Medien zuständig, die keinen eigenen Vertreter im Weissen Haus hatten. Die Stelle versandte wöchentlich Tausende von Presseinformationspaketen, beantwortete Anfragen von Lokalmedien und vermittelte ihnen Interviews mit Regierungsangehörigen, die im Lande unterwegs waren. *Media Advance* kümmerte sich in der Vorhut, die jedem Ausflug des Präsidenten voranging, um die Bedürfnisse der Medien und arrangierte Transporte, Unterkünfte und Übermittlungszentren. Das Team für *TV-Beratung* stand in ständigem Kontakt mit den grossen Fernsehgesellschaften und befasste sich mit all den technischen Problemen, die ein Auftritt Reagans stellte.

Die *Redeschreibabteilung* gestaltete die von verschiedenen Regierungsstellen gelieferten Fakten und Inhalte zu wohlklingenden Reden und versah Reagan auch für jeden kleinen Auftritt mit einigen «Gesprächspunkten». Die tägliche *Hauszeitung* sorgte für das nötige Feedback. Zusammenfassungen der Fernsehnachrichten und von Berichten und Kommentaren in über 100 Zeitungen des Landes lieferten dem Weissen Haus Belege, wie die Kommunikationsbemühungen aufgenommen wurden. Das *Photobüro* schliesslich hielt jede Tätigkeit und Begegnung Reagans im Bild fest. Man verteilte Photos an die Medien, an die Besucher des Präsidenten und legte sie zuhanden einer historischen Dokumentation der Amtszeit ab.

Insgesamt funktionierte diese *Publizitätsfabrik* Reagans ähnlich wie bei Ford und Carter – doch wurde präziser geplant und bildliche Vermittlung vorrangig behandelt.

Die Begleitmusik

Jimmy Carter hatte erfahren müssen, dass seine Reden zu Menschenrechten, Energiesparen und anderen Problemen wenig Widerhall fanden, wenn gleichzeitig Leute aus seiner Umgebung, wie Stabschef Hamilton Jordan oder Bruder Billy, mit kleinen Skandalen den Medien konfliktträchtigen Stoff boten. Die Affäre um Billy Carter hatte 1980 siebenmal mehr Medienberichte erhalten als der Abrüstungsvertrag SALT II!

Den *Kongressmitgliedern* bezeugte das Weisse Haus jederlei Aufmerksamkeit. Dass ein republikanischer Präsident wieder über eine Mehrheit seiner Partei im Senat verfügte, brachte Reagan viel Loyalität.

Für seine *Administration* wählte Reagan im Gegensatz zur offenen Carter-Regierung von Anfang an einen begrenzten Zugang. Jeder Angestellte des Weissen Hauses musste vor einem Rückruf an einen Reporter das Kommunikationsbüro informieren. Auch die Spitzenleute sollten in der Öffentlichkeit ein «tiefes Profil» behalten, um nicht von Reagan abzulenken. Ab dem Herbst des ersten Amtsjahres sorgten allerdings eine Reihe von Spitzenberatern und Kabinettsmitgliedern durch ungeschickte Äusserungen und Skandale für negative Schlagzeilen. Sicherheitsberater Richard Allen, Aussenminister Alexander Haig, Wirtschaftsberater Martin Feldstein, Umweltschutzbehörde-Direktorin Anne Gorsuch-Burford und Innenminister James Watt sind nur einige der Namen auf dieser Liste.

Obwohl seine Regierung skandalträchtiger war als diejenige Carters, trug Reagans Image längerfristig nur begrenzten Schaden davon. Diese Administration trat nie mit hohem moralischem Anspruch auf wie Carter und schuf sich von Anfang an grösseren Spielraum. Vor allem ging Reagan auf Distanz zu seinen Leuten, die in Schwierigkeiten kamen. Er unterstützte sie zwar mit schriftlichen Erklärungen, identifizierte sich aber nie in gemeinsamen Auftritten mit ihnen und liess sie fallen, wenn der Druck zu gross wurde. Die Abgeordnete Patricia Schroeder prägte den Übernamen des «Teflon-Präsidenten»: «Reagan perfektioniert die Teflon-Präsidentschaft. Nichts bleibt an ihm kleben, für nichts scheint er verantwortlich.»

Von *leaks* blieb auch diese Administration nicht verschont. Mehrere Vorstösse bezweckten eine *Begrenzung der Veröffentlichung von Regierungsinformation.* Die Klassifikation von Dokumenten wurde verschärft und die Anwendung des Rechts auf Einsicht in Regierungsinformation *(Freedom of Information Act)* erschwert und verteuert.

Gefällt die Show?

Doch wie wurde Reagans Öffentlichkeitsarbeit insgesamt von den Medien vermittelt und vom Volk aufgenommen? Traditionsgemäss schliesst Amerika nach den Auseinandersetzungen des Wahlkampfs die Reihen und lässt den neuen Präsidenten vorerst einmal gewähren. So erhielt auch Reagan in den ersten Monaten seinen *«Honeymoon»*. Als erste Bedenken auftauchten, ereignete sich am 30. März 1981 das Attentat auf Ronald Reagan. Eine Sympathiewelle für den Präsidenten verunmöglichte eine Zeitlang jede Kritik. Das Weisse Haus erkannte rasch dieses politische Geschenk, und Michael Deaver setzte ein Planungstreffen an, um zu besprechen, wie «dieses neue politische Kapital am besten zu investieren» sei. Das Wohlwollen für Reagans Person konnte durch geschickte Kommunikation für die zügige Durchsetzung von Reagans Politik verwendet werden. Mehrere Journalisten meinten im nachhinein, man habe Reagan wegen des Attentats allzu lange «eine Gratisfahrt» gewährt.

Erst im September 1981 erschien wieder eine *Reihe kritischer Berichte* über seinen Führungsstil, sein Desinteresse an Sachfragen, über mögliche negative Folgen von «Reaganomics»

und insbesondere über die Subsidierung der Schulmittagessen, wo die Regierung auf die Idee kam, als Sparmassnahme Gemüse gelegentlich durch Ketchup zu ersetzen. Mit der Diskussion über Rezession, Arbeitslosigkeit und Budgetdefiziten war die Schonzeit gegen Jahresende zu Ende.

Ein *Auf und Ab* kennzeichneten die öffentliche Einschätzung von Reagans Präsidentschaft im zweiten und frühen dritten Amtsjahr. Reagans Verkaufen der wirtschaftlichen Erholung als direkte Folge seiner Programme und seine Darstellung seines Verhaltens gegenüber Grenada brachten einen *markanten Aufschwung* in seinem Ansehen: 63 Prozent der Bevölkerung zeigten sich jetzt gemäss Meinungsumfragen mit seiner Amtsführung zufrieden.

Ronald Reagan begann das Wiederwahljahr demnach in einer *selten guten Position*. Während die Demokraten einen langen, harten Vorwahlkampf austrugen, konnte sich der unangefochtene Reagan «präsidentiell» zeigen.

«America is back»... Und Reagan?

Newsweek summierte in einer Bilanz über Reagans erste Amtszeit anlässlich des republikanischen Parteitags in Dallas die *vorherrschende Einschätzung:* «Er ist der 40. Präsident der Nation – schon jetzt einer der aussergewöhnlichsten – und dass Reagan, alles in allem, in seiner ersten Amtszeit erfolgreich war, scheint unbestreitbar, die wirklichen Fragen heissen Wie und Warum.» Diese Fragen allein mit Reagans Geschick im Verkaufen seiner Politik zu beantworten, wäre zu einfach.

Mehr als Fakten und ihre Interpretation macht die *«Aura von Leadership»* das Geheimnis Reagans aus. Seine persönliche Popularität liegt in Umfragen regelmässig höher als die Zustimmung zu seiner Politik. Reagan verkörpert die amerikanischen Grundwerte von Optimismus, Zukunftsgläubigkeit und «unbegrenzten Möglichkeiten» und zeigt nicht unbequem wie Jimmy Carter «Grenzen» auf. Er trifft damit die selbstgefällige Grundstimmung der frühen achtziger Jahre.

In der Wiederbelebung von Patriotismus, Selbstvertrauen und nationaler Schicksalsbestimmung spielte Reagans Öffentlichkeitsarbeit tatsächlich eine entscheidende Rolle. In sorgfältig arrangierten Auftritten vermittelte Reagan gerade diese Werte ständig. *«America is back and standing tall»* wählte er als Motto seiner diesjährigen *«State of the Union»*-Rede.

Das amerikanische Volk wird nun zu beantworten haben, ob es ohne Kurswechsel in dieser Richtung weitergehen will oder ob es jetzt den «neuen Realismus» eines Walter Mondale als angebrachter betrachtet. Ob das *«Ronald Reagan Theatre»* für vier weitere Jahre fortgeführt oder abgesetzt wird, entscheiden die amerikanischen Wähler am 6. November.

Daniel Wiedenkeller

[1] Mitteilungen David Gergens an den Verfasser.

Theater heute – Zwischenrufe nach Spielzeitbeginn

Er würde gern, so hat Peter Stein in einem Gespräch, das seither in Theaterkreisen diskutiert wird, wörtlich gesagt, im Rahmen des Möglichen die Strukturen der Stücke und Theatertexte genau so lassen, wie sie sind, und jeden Eingriff, jede willkürliche Hinzufügung vermeiden. Immer mehr neige er dazu, dem Konventionellen anheimzufallen. In der Wortwahl schlägt da noch die Hemmung durch, die ein Theatermacher der Gegenwart den formalen Traditionen gegenüber empfindet. Schliesslich will man frei sein, in vollkommen freier Kreativität selbst mit Kunstwerken umgehen, deren Gestalt, Rhythmus und Text feststehen. Aber Steins Bekenntnis, auch seine Selbstkritik an der eigenen, seinerzeit so berühmten Inszenierung des *«Torquato Tasso»,* die er jetzt für falsch hält wie seinen noch spektakuläreren *«Peer Gynt»,* sind dazu angetan, die deutschen Kollegen zu verunsichern. Denn da wird doch – wenn auch fast ein wenig ungläubig noch immer, mit deutlichen Anflügen von Resignation – ein Ideal anvisiert, das mancher von ihnen ohne Grund verspottet (Jürgen Flimm zum Beispiel nennt es *«ein Schlossgespenst»*): Werktreue im Sinne vorbehaltloser, konsequenter Anerkennung der Partitur. Nicht durch Zutaten und Einfälle, nicht durch eigenwillige Veränderungen und Umfunktionierungen soll zu szenischem Leben erweckt werden, was die Dichter geschrieben haben, sondern durch genaue szenische Realisation dessen, was im Wortlaut vorliegt.

Ob das – ich spreche vom Theater in deutscher Sprache – überhaupt möglich sei, ist allerdings nicht mehr so sicher, und dies nicht aus den Gründen, die seit Jahren für die absonderlichsten Veranstaltungen mit Klassikern ins Feld geführt werden. Nicht weil Interpretation von deutschen Regisseuren einfach als «Übersetzung in die Sprache unserer Zeit» missverstanden wird, als Aktualisierung oder als Politisierung, ist Werktreue im angedeuteten Sinn fraglich geworden. Das kann sich ja rasch ändern, es ist eine Frage des Trends. Schwerer wiegt jedoch der Umstand, dass inzwischen die Tradition einer Aufführungspraxis, die aus dem genauen Text, aus der Struktur eines Stücks und aus nichts sonst lebt, nicht mehr fortbesteht. Es gibt diese Tradition nicht mehr. Die Schauspieler sind nicht mehr mit ihr aufgewachsen und an ihr gross geworden, es fehlt ihnen die kontinuierliche und in steter Bemühung um die Annäherung an Vorbilder fortschreitende Auseinandersetzung. Inzwischen gibt es ja auch diese Vorbilder nicht mehr. Sporadisch mag noch da oder dort einmal die Inszenierung eines Klassikers «im Stil der Zeit» versucht werden, und das hat dann schon den Rang des Originellen. Als Tradition wird man es nicht bezeichnen wollen.

Der Vergleich mit der Musik mag verdeutlichen, was ich meine. Da gibt es Ensembles, die Vivaldi und nur Vivaldi spielen, die in der musikalischen Sprache des Barock geübt sind, genaueste Kenntnisse davon haben und ein künstlerisches Bewusstsein, das aus dem Geiste dieser Musik genährt ist. Diese Musiker sind deswegen

um nichts weniger Menschen unserer Zeit; aber zugleich sind sie Spezialisten, die eine Tradition fortleben lassen, ohne Manipulation an der Partitur, keineswegs künstlich oder unecht, sondern persönlich engagiert und so, dass wir ihre Interpretationen als lebendige Wirklichkeit erfahren können. Genau diese Tradition und genau diese Spezialisten gibt es im deutschsprachigen Theater nicht mehr. Die Folgen sind unabsehbar.

Das Theater ist zwar ein hervorragendes Instrument, dazu wie kaum ein anderes geeignet, die Weltstunde anzuzeigen. Bescheidener gesagt: Lebensgefühl und Selbstverständnis in ihrem Wandel sichtbar zu machen. Aber es scheint, es bekomme ihm nicht gut, sich ausschliesslich auf Aktualität und allmählich nur noch auf den letzten Schrei auszurichten, wenn nicht – als Vergleichspunkt und Korrektiv, ich würde auch meinen: als Mass – Traditionen fortleben, eine sorgsam gepflegte Praxis der erprobten und bewährten Formen, eine künstlerische Auseinandersetzung mit verehrungswürdigen Beispielen der Dramatik. Die grossen Vertreter des zeitgenössischen Theaterschaffens wissen das sehr genau. Ich zitiere Ariane Mnouchkine (in einem Gespräch mit Peter von Becker, abgedruckt in *«Theater 1984»*, dem Jahrbuch der Zeitschrift *«Theater heute»*): *«Wir hatten so viele Jahre fast ausschliesslich unsere eigenen Stücke gespielt, dass es endlich der Konfrontation bedurfte mit etwas, das viel grösser war als wir. Und ich glaube, wir haben jetzt viel gelernt von Shakespeare, auch für die Zukunft.»*

Künstlerische Auseinandersetzung in diesem Sinne mit grossen Beispielen der Dramatik: darunter ist natürlich nicht das zu verstehen, was zum Beispiel Jürgen Flimm am Schauspielhaus Zürich selbstherrlich mit Lessings *«Minna von Barnhelm»* und neulich wieder mit *«Emilia Galotti»* angestellt hat. Vielleicht aber hat er den Zugang zu dem, was Peter Stein im erwähnten Gespräch «das Konventionelle» nennt, nicht mehr gefunden, weil auch den Schauspielern die Praxis, die Sprache und die Gestik (man kann auch sagen: das Stilgefühl) nicht mehr zu Gebote stehen, die solche Werke verlangen. Ein Blick auf fernöstliche Beispiele, auf No-Theater, auf sorgsam überlieferte strenge Formen und Techniken der Darstellung müsste uns nachdenklich machen. Auch hier ein Ausschnitt aus dem Gespräch mit Ariane Mnouchkine (die sich übrigens mit ihrer Truppe intensiv mit dem asiatischen Theater auseinandersetzt): *«Wenn wir übereinstimmen, dass Shakespeare eine äusserst poetische, in unseren Ohren manchmal schon sehr fremde Sprache spricht und dass er damit sehr sehr weit gegangen ist, weiter als jeder andere, dann bedarf es viel Mut, für die Schauspieler und für die Zuschauer, ihm zu folgen in dieses ferne Land, das wir selbst sind. Dann, mit diesem Wagnis, auch das uns im heutigen Theater Vertraute zu verlassen, ist die Reise möglich. Und dann bleibt er ein Fremder – so fremd wie wir.»* Auch bei uns war es – in etwas älteren Zeiten – noch so, dass das jeweils Neue aus dem Umgang mit und vielleicht auch aus dem Widerspruch zum Alten hervorging, ein natürlicher, ein dem Leben und der kulturellen Entwicklung zutiefst entsprechender Vorgang. Wenn man jedoch nicht mehr weiss, nicht mehr sieht, nicht mehr gewissermassen in den Knochen

hat, was das Alte ist, wie soll man da Widerspruch überhaupt formulieren können, sofern man dazu motiviert wäre?

Es gibt Bühnen oder Schauspieltruppen, die sich ganz der Moderne verschreiben. Sie pflegen ausschliesslich das neue Stück, sie entwickeln Inszenierungen ohne Stück, sie pflegen neue Formen des Theaters. Sie verstehen sich als Vorreiter einer neuen Zeit. Es ist nichts dagegen zu sagen. Aber warum eigentlich gibt es nicht das Gegenstück dazu? Ich könnte mir Kammerspiele denken, in denen ausschliesslich Goldoni, Molière, Marivaux, Lessing und andere auf dem Spielplan stünden, in Aufführungen, die ohne «Hinzufügungen» und aus dem künstlerischen Willen heraus entstanden wären, Traditionen des Theaters fortleben zu lassen, indem man in den Text und in den Geist dieser Werke wirklich eindringt, ihn erforscht und abhört und daraus die Inszenierung erarbeitet. Solche Häuser, denke ich, brauchten sich über den Zuspruch des Publikums keine Sorgen zu machen. Aber was weit wichtiger wäre: Sie hätten für die Theaterkultur unserer Gegenwart eine wichtige Funktion. Ihre Aufgabe bestünde darin, lebendig und anschaubar zu erhalten, was klassische Überlieferung ist und was sie uns, indem wir sie ganz so nehmen, wie sie ist, bedeuten kann: nicht Gegenstand bigotter Kunstpflege, sondern lohnendes Ziel einer Reise *«in dieses ferne Land, das wir selbst sind»*. Ähnlich den Barockensembles, die aus dem Musikleben nicht wegzudenken sind, müssten sie die Sprache, die Formen, den Stil der alten Werke wirken lassen, als Mass und als Herausforderung. Bemühungen dieser Art sind allzulange und vollkommen unberechtigterweise als «museal» oder als «historisierend» abgetan worden. Mit welchem Recht? Für die sorgfältige und inspirierte Auseinandersetzung mit der Tradition zu plädieren, ist kein Votum gegen die Moderne. Es ist nur nicht einzusehen, warum wir auf reiche Bestände der Theaterkultur verzichten, warum wir uns das Vergnügen und den artifiziellen Genuss, warum die Erkenntnisse versagen sollen, die einmal doch möglich waren und zu denen auch uns der Zugang offen steht, wenn wir nicht törichterweise leugnen, dass jede wirklich lebendige Kultur geschichtlich ist. Wieviel Wissen, wieviele Einsichten sind vernachlässigt worden! Dem Niveau des Widerspruchs gegen das Alte ist das nicht bekömmlich, im Gegenteil, es wertet ihn ab und degradiert ihn. Im Rückblick auf das Spiel mit Szenen aus der Theatergeschichte, das Nikolaus Wolcz in der vergangenen Spielzeit im Theater am Neumarkt um den Dialog-Essay *«Paradox über den Schauspieler»* von Diderot inszeniert hat, wird man nicht nur erkennen, dass antike, mittelalterliche, vorklassische und klassische Formen der Theaterkunst nicht weniger frisch und lebendig auf ein heutiges Publikum wirken als die Theatermodelle der Neuzeit, ganz im Gegenteil. Was mir aber fast noch evidenter schien an diesem Festival der Mimen und des Geistes, ist gerade die erhellende Kraft, die aus dem Nebeneinander und Gegeneinander hervorging.

Vielleicht sollten die Stadttheater der herkömmlichen Art, also Bühnen, die – vorwiegend aus Gründen des Abonnements – einen pluralistischen Spielplan brauchen, aus dieser Erfahrung neuen Mut schöpfen. Wenn ihnen

denn also die Klassiker ebenso aufgetragen sind wie die neuere und die Gegenwartsdramatik, nicht zu vergessen die Rücksicht auf Unterhaltungsbedürfnisse ihres Publikums, so braucht das ja wirklich keine Fessel zu sein. Es ist möglicherweise eine Chance, und ich könnte mir denken, dass der Augenblick gekommen ist, sie zu nutzen. Dann allerdings dürfte man die *«Minna von Barnhelm»* und die *«Emilia Galotti»* nicht zu Versuchen hergeben, die auf eine Verfälschung und darauf hinauslaufen, dass am Ende überhaupt nichts mehr stimmt . . .

*

Aber lassen wir doch die vergangene Spielzeit, wenden wir uns der laufenden zu! Dass mir der Fall Lessing mehr als jeder andere nachgerade symptomatisch vorkommt, hat durchaus mit dieser zu tun: Zur Neueröffnung des prachtvoll restaurierten Hamburger Schauspielhauses gab man nämlich *«Minna von Barnhelm»*, was ja nun wegen der besonderen lokalen Traditionen auch sinnvoll gewesen wäre. Das Stück ist vor 217 Jahren in Hamburg uraufgeführt worden. Aber Ernst Wendts Inszenierung zur Neueröffnung muss, die Premierenberichte stimmen darin überein, dem Publikum vor allem deutlich gemacht haben, dass der Inszenator Lessings Lustspiel für eine freie Vorlage hält und daher der Meinung ist, man müsse durch «Hinzufügungen» Verständnishilfe leisten. Weil er gefunden hat, die Diener-Figuren hätten mit der Commedia dell'arte zu tun (das haben sie wohl schon, das haben sie ja auch bei Goldoni, obgleich der die Masken abgeschafft hat), lässt er sie sich Masken vors Gesicht halten, macht er aus dem preussischen Lustspiel ein Theater auf dem Theater. Auch sonst wird von Einfällen des Regisseurs berichtet, die mit *«Minna von Barnhelm»* in ihrer überlieferten Gestalt nichts zu tun haben. Also ein weiteres Beispiel der Unbescheidenheit vor dem, was klar geformt, durch eine lange Aufführungsgeschichte erprobt und bis in feinste Einzelheiten erforscht und durchdacht ist. Verdienstvoll wäre gewesen, gerade in einem für die Geschichte des Hamburger Theaters bedeutenden Augenblick, dieses Modell zu theatralischem Leben zu erwecken. Dazu freilich braucht es Regisseure und Schauspieler, die nicht – wie der Hamburger Peter Rühmkorf in anderem Zusammenhang vor Jahren einmal formuliert hat – *«die Selbstinszenierung für eine künstlerische Grenzüberschreitung»* halten.

Das erinnert mich an den Nachmittag und Abend, den ich vor zwei Wochen mit einem Freund aus Wien, ehemaliger Tänzer und Schauspieler, jetzt Schriftsteller, zugebracht habe. Das Thema: Wiener Theatergegenwart. Da fiel denn bald einmal – im Zusammenhang mit Hans Gratzer und den Aktivitäten des Schauspielhauses Wien – der Ausdruck vom *«hemmungslosen Ausleben theatralischer Assoziationen»*. Es kann, denke ich, wohl kein Zufall sein, dass da quer durch die deutschsprachige Bühnenlandschaft die gleiche Untugend festzustellen ist: zu wenig Bereitschaft, zu wenig Leidenschaft, jene Reise anzutreten, von der Ariane Mnouchkine spricht. Gewiss, es gibt Ausnahmen; aber bis jetzt genossen sie weit weniger die Gunst der Medien, die Gunst der «massgebenden» Kritik, die möglicherweise

vor Peter Steins Neigung zum «Konventionellen» vorübergehend auch ein wenig betreten sein mag.

Die Beispiele zum Thema sind auch in den Premieren zu finden, die das Schauspielhaus Zürich in der neuen Spielzeit (bis zum Zeitpunkt, an dem diese Zwischenrufe in Satz gehen) herausgebracht hat. Da war zum einen *«Sonnenuntergang»* von Isaak Babel, schön vor allem hinsichtlich der Bildwirkungen, die der Bühnenbildner Jerzy Kowarski in Jerzy Jarockys Inszenierung erzielte, schön auch hinsichtlich der Beschwörung jüdischer Traditionen. Aber merkwürdigerweise geriet das Spiel der Figuren, die Handlung, das Stück als Ganzes zu glatt, zu akademisch geradezu: hier entstand ein Beispiel von «Klassikerpflege», wie sie natürlich auch nicht gemeint sein kann. *«Der Mikado»* von Gilbert und Sullivan war als Koproduktion mit dem Fernsehen angekündigt. Der Versuch, den Theaterhit von anno dazumal durch Neuübersetzung und Neubearbeitung (Dieter Bachmann) zum Vehikel gesellschaftskritischer Attakken zu machen, war mehr eine Alibiübung. Es blieb beim Vergnügen über einen leichten musikalischen Abend. Am stärksten wirkt nach, wie Jiří Menzel Goldonis Komödie *«Das Kaffeehaus»* inszeniert hat, nämlich in einer eher stillen, jede Gewaltsamkeit vermeidenden Tonart. Da herrschte für einmal jenes «Goldonische Klima», eine liebenswürdige, verständnisvolle, der Realität herzhaft, zugleich kritisch und versöhnlich zugewandte Menschlichkeit. Und dass der Schluss offen lässt, was Don Marzios, des Zwischenträgers und Intriganten Vertreibung bedeutet, ist höchst bemerkenswert, nämlich ebenfalls eine Weisheit des venezianischen Komödiendichters. Verlässt er die Stadt, in der weiss Gott manches nicht in Ordnung ist, weil man da denjenigen nicht dulden will, der die Schäden ans Licht bringt? Oder bedeutet die Austreibung des Spitzels, dass menschliche Gemeinschaft der Toleranz und der Nachsicht bedarf? Ausserordentlich und anmutig will mir scheinen, dass der Regisseur – und hierin zweifellos ganz im Sinne Goldonis – die Rolle des Theaters als moralische Anstalt nicht einseitig im Sinne Don Marzios deutet. Denn das Theater ist eben beides: Don Marzio *und* Ridolfo, der liebenswürdige Kaffeehausbesitzer. Ich hoffe, Peter Rüedi, der Chefdramaturg des Schauspielhauses, sehe weder in dieser Inszenierung noch in meiner Zustimmung dazu jenen «Neuen Konservatismus», von dem er befürchtet, dass er gegen den aufklärerischen Auftrag der Kunst gerichtet sein könnte. An diesem Auftrag will er, wie sein Beitrag im mehrmals erwähnten Jahrbuch der Zeitschrift *«Theater heute»* bekräftigt, unbedingt festhalten. Es ist – die Erfahrungen der vergangenen Jahre sprechen da unmissverständlich – dem Theater nicht bekömmlich, wenn es sich als Präzeptor versteht. Seine Wirkungen sind indirekt, und die Freiheit, die es sich nicht nehmen lassen darf, ist nur in zweiter Linie die Freiheit, wirkliche oder vermeintliche Missstände in der Stadt oder in der Gesellschaft zu geisseln. In erster Linie besteht sie darin, uns mitzunehmen auf die Reise in das *«ferne Land, das wir selbst sind»*.

*

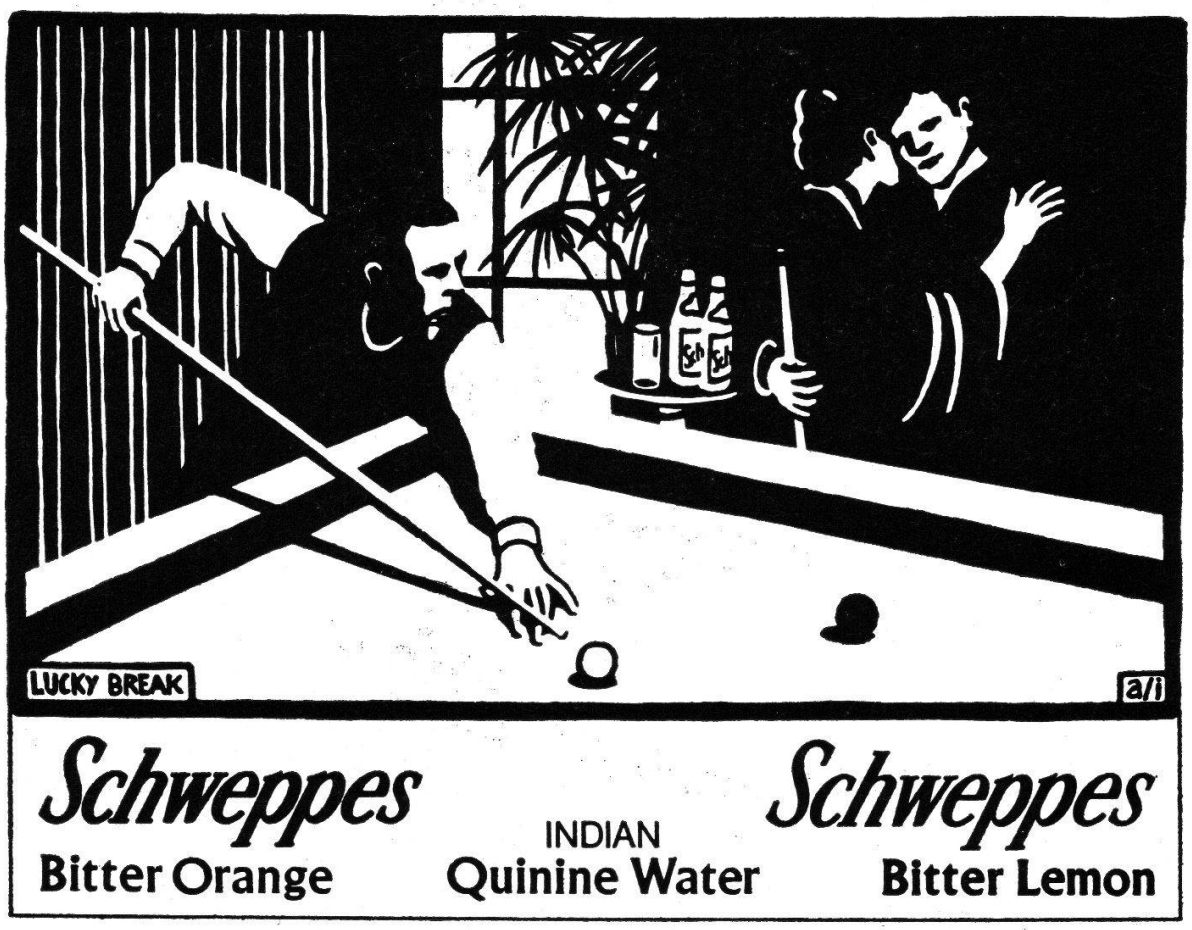
Nachdrücklich sei zum Schluss auf *«Theater 1984»* hingewiesen[1]. Das

Jahrbuch, in welchem sich Autoren, Regisseure, Dramaturgen, Schauspieler und Kritiker äussern und das reich bebildert ist, ergibt im ganzen einen Querschnitt durch das Theaterschaffen der Gegenwart, vielseitig, kontrovers, informativ. Da antworten Regisseure ihrem Kollegen Peter Stein. Auch von anderer Seite wird sein Thema aufgenommen. Er ist noch immer so etwas wie eine Leitfigur des deutschen Gegenwartstheaters, was immerhin erklärt, warum seine gesprächsweise geäusserten Sätze (über die Hinwendung zum Text, die Neigung zum Konventionellen und die Ablehnung von Hinzufügungen) soviel Echo ausgelöst haben. Ihm ist von der Kritik die Auszeichnung der «Aufführung des Jahres» zugesprochen worden für Tschechows *«Drei Schwestern»*. Auch hier – und das ist dankenswert – geben die Redaktoren der Zeitschrift einer Gegenstimme Raum, nämlich der Kritikerin Sibylle Wirsing, die Stein und seinen Bühnenbildner Karl-Ernst Hermann «im Dunstkreis der Täuschungskultur» sieht. Da werde, meint sie, aus dem Theater eine Geschmacksache gemacht, da sei der schöpferische Wirklichkeitssinn am Aussterben.

Hier soll nicht referiert werden, was die reichhaltige Rechenschaft über die Spielzeit 83/84 sonst noch enthält. Im Hinblick auf das zentrale Anliegen meiner Zwischenrufe nach Spielzeitbeginn möchte ich aber – neben dem erwähnten Gespräch Peter von Beckers mit Ariane Mnouchkine – auf den Aufsatz *«Die Wahrheit des Theaters»* von Jan Kott aufmerksam machen, der zuerst in Amerika erschienen und für das Jahrbuch von Frank Heibert übersetzt worden ist. Kott erzählt da von Probenbesuchen in einem College unweit von New York. Die jungen Schauspieler sind, zwei oder drei Wochen vor der Premiere des *«Hamlet»*, noch immer mit dem Text beschäftigt, mit einer «Leseprobe», wie sie sagen. Was vorgeführt wird und was Jan Kott resümiert, ist die hartnäckige Bemühung um das richtige Verständnis, um den Ton, um den Sinn. Und ferner ist es das Vergnügen am Text (im Sinne von Roland Barthes), der eine Vielzahl von Bedeutungen enthält. Sie abzuhorchen, ist eine faszinierende und Einsichten schenkende Tätigkeit. In der Folge zieht der Autor verschiedene Beispiele von Aufführungen bei, denen er beigewohnt hat, und jetzt geht es ihm darum, wie der Text – nun im Publikum – «ankommt». Er erzählt Beispiele ganz konkreter Situationen, etwa der, dass die polnische Erstaufführung von *«Warten auf Godot»* zuerst gar nicht ankommen wollte und er selber, damals Theaterkritiker, in seiner Kritik von *«beinahe brillanter Langeweile»* schrieb. Etwa zwei Wochen nach der Premiere wurden in Warschau Abschriften von Chruschtschows geheimer Rede am 20. Parteikongress bekannt. *«Warten auf Godot»* war da auf einmal Abend für Abend ausverkauft. Kott: *«Jedermann wusste jetzt, wer Godot war: der Sozialismus.»* Er führt viele Beispiele dafür an, dass der Text (ohne Hinzufügung, ohne andere «Verständnishilfen» als eben seine genaue Interpretation) im Publikum Wirkungen auslöst und Wahrheiten bewusst macht, die niemals so tief und genau erfasst würden, wenn sie aufdringlich präpariert und inszenatorisch kommentiert daherkämen.

Es gibt, wenn man dieses Jahrbuch aufmerksam liest, immerhin Anzei-

chen dafür, dass Einsichten dieser Art allmählich die Theaterarbeit wieder stärker bestimmen. Es ist das deutschsprachige Theater, das hierin offenbar einen grösseren Nachholbedarf hat.

[1] Theater 1984. Jahrbuch der Zeitschrift Theater heute. Orell Füssli und Friedrich Verlag, Zürich 1984.

Anton Krättli